Gesellschaft für christlich - jüdische Zusammenarbeit Niedersachsen - Ost e.V.

Rundbrief 4 / 2026

Braunschweig im Oktober 2026 Cheschwan 5787

Mehr als Mitleid



Bettler-Skulptur (Santo Spirito,Rom)

Sollte man Bettlern immer etwas geben, und wenn ja, wie viel? Eine jüdisch-ethische Betrachtung zu Menschlichkeit, Verantwortung und Urteilskraft

von Rabbiner Raphael Evers

Es gibt alltägliche Begegnungen, die uns herausfordern. Diese Szene kennen die meisten Menschen: Man verlässt den Supermarkt, steigt aus der Straßenbahn oder geht durch die Innenstadt – und plötzlich steht jemand vor einem. Eine ältere Frau mit müden Augen hält einen Becher hin. Ein Mann sitzt schweigend auf dem Boden, neben sich ein handgeschriebenes Schild. Ein junger Mensch fragt leise: »Hast du vielleicht etwas Kleingeld?«

In solchen Momenten entsteht häufig eine innere Spannung. Einerseits regt sich Mitgefühl, manchmal sogar ein schlechtes Gewissen. Andererseits tauchen sofort Fragen auf: Soll ich wirklich jedem etwas geben? Stimmt die Geschichte überhaupt? Helfe ich tatsächlich – oder unterstütze ich womöglich etwas Problematisches? Und selbst wenn ich etwas gebe: Bewirken ein paar Münzen überhaupt etwas?

Moralische Entscheidungssituation

Diese Ambivalenz ist typisch für die moderne Stadtgesellschaft. Armut ist sichtbar geworden und bleibt zugleich oft undurchsichtig. Sie begegnet uns unmittelbar, während ihre Ursachen häufig verborgen bleiben: Krankheit, Sucht, Migration, psychische Belastungen, wirtschaftliche Brüche oder strukturelle Notlagen. So wird jede Begegnung mit einem Bettler zu einer kleinen moralischen Entscheidungssituation.

Gerade deshalb lohnt sich ein Blick in die jüdische Tradition, die sich seit Jahrtausenden intensiv mit Armut, Verantwortung und menschlicher Würde auseinandersetzt. Die Halacha, das jüdische Gesetz, bietet keine romantisierte Sicht auf Bedürftigkeit, sondern eine bemerkenswert nüchterne und zugleich tief humane Ethik, in der Herz und Verstand nicht gegeneinanderstehen, sondern miteinander wirken sollen.

Bereits der hebräische Begriff für Wohltätigkeit verändert die Perspektive grundlegend: »Zedaka« bedeutet nicht bloß freiwillige Güte, sondern Gerechtigkeit. Im Judentum ist Hilfe für Bedürftige keine optionale Geste des guten Willens, sondern eine moralische Verpflichtung. Besitz wird dabei nicht als uneingeschränkt privat verstanden. Der Mensch gilt letztlich als Verwalter dessen, was ihm anvertraut wurde. Armut ist daher nicht nur das Problem des Einzelnen, sondern eine Herausforderung für die gesamte Gemeinschaft. Schon die Tora mahnt dazu, das Herz nicht zu verhärten und die Hand nicht vor dem armen Bruder zu verschließen. Verantwortung beginnt nicht erst bei großen Institutionen, sondern bereits im konkreten Moment der Begegnung.

Doch diese Verpflichtung ist nicht sentimental. Sie ist eingebettet in eine Ethik der Verantwortung: Wer gibt, handelt nicht aus Überlegenheit heraus, sondern erfüllt eine Pflicht der Gerechtigkeit. Der Gebende wird dadurch nicht »besser«, sondern lediglich seiner Verantwortung gerecht.

Die jüdische Tradition zeigt sich dabei zugleich erstaunlich realistisch. Der Talmud erkennt an, dass man niemals mit absoluter Sicherheit wissen kann, ob eine Person in einer Bittlage vollständig ehrlich ist. Dennoch führt diese Unsicherheit nicht zu moralischer Lähmung, sondern zu einer differenzierten ethischen Haltung.

Nahrung betrifft das unmittelbare Überleben, und Hunger duldet keinen Aufschub

Wer um Nahrung bittet, dem soll möglichst unmittelbar geholfen werden. Bei Geld hingegen darf genauer hingesehen und geprüft werden. Diese Unterscheidung ist zentral: Nahrung betrifft das unmittelbare Überleben, und Hunger duldet keinen Aufschub. Geld hingegen kann unterschiedlich verwendet werden und eröffnet dadurch sowohl Möglichkeiten als auch Unsicherheiten.
Die Halacha verbindet hier zwei Prinzipien, die häufig im Spannungsverhältnis stehen: Mitgefühl und Urteilskraft. Der Mensch soll helfen, ohne blind zu werden, und prüfen, ohne dabei kalt zu wirken. Viele halachische Autoritäten empfehlen deshalb bis heute, im Zweifel eher Essen, Gutscheine oder direkte Hilfe anzubieten als Bargeld, wenn Unsicherheit besteht. So entsteht ein Gleichgewicht, das weder Zynismus noch Naivität Raum gibt. Das Herz wird nicht ausgeschaltet, doch auch der Verstand wird nicht außer Kraft gesetzt.
Häufig wird angenommen, religiöse Ethik verlange vor allem spontane Hilfsbereitschaft. Doch das Judentum denkt strukturiert und gemeinschaftsorientiert. Unmittelbare Hilfe ist selbstverständlich wertvoll – ein warmer Kaffee im Winter, ein Sandwich oder ein freundliches Gespräch. In solchen Momenten wird der andere Mensch wieder sichtbar, und genau darin liegt bereits ein moralischer Akt.
Gleichzeitig betonen klassische Quellen, dass organisierte Hilfe oft nachhaltiger wirkt als zufällige Einzelgaben. Bereits im talmudischen Zeitalter existierten gemeinschaftliche Hilfskassen, Speisungen und strukturierte Unterstützungssysteme. Die Gemeinschaft war verpflichtet, nicht nur spontan zu reagieren, sondern dauerhaft Verantwortung zu übernehmen. Ziel war niemals bloß kurzfristige Linderung, sondern Stabilität, Würde und Zukunftsperspektive. Individuelle Großzügigkeit und institutionelle Verantwortung ergänzen einander, anstatt sich auszuschließen.

Rangordnung der Wohltätigkeit

Besonders bekannt ist die Rangordnung der Wohltätigkeit bei Maimonides, dem Rambam. Die höchste Stufe besteht nicht darin, immer wieder Geld zu geben, sondern einem Menschen zu ermöglichen, unabhängig zu werden – etwa durch Arbeit, Ausbildung, ein Darlehen oder eine Partnerschaft.
Diese Sichtweise verschiebt den Fokus grundlegend. Hilfe bedeutet nicht nur Mitleid mit der gegenwärtigen Situation, sondern Verantwortung für die Zukunft. Der Mensch soll nicht dauerhaft abhängig bleiben, sondern wieder zu eigener Würde und Selbstständigkeit finden. Armut wird dadurch nicht nur als Mangel verstanden, sondern als Zustand, der aktiv

verändert werden kann. Die höchste Form der Zedaka ist daher nicht das bloße Geben, sondern das Ermöglichen von Selbstständigkeit.
Das bedeutet jedoch keineswegs, dass kleine Gesten auf der Straße bedeutungslos wären. Im Gegenteil: Die jüdische Tradition misst der Art des Gebens große Bedeutung bei. Ein freundlicher Blick, ein respektvolles Wort oder ein kurzer menschlicher Moment können mitunter mehr wiegen als die Münze selbst. Der Talmud betont sinngemäß, dass jemand, der mit harter oder abweisender Haltung gibt, die Qualität seiner guten Tat mindert.

Mangel an Geld und Verlust von Würde

Armut betrifft nicht nur den Mangel an Geld, sondern häufig auch den Verlust von Würde. Viele Bettelnde erleben täglich Ablehnung, Unsichtbarkeit oder offene Verachtung. Deshalb wird selbst das Nicht-Geben zu einer moralischen Frage: Auch wer nichts gibt, ist verpflichtet, den anderen Menschen nicht zu erniedrigen. Bereits ein einfaches »Es tut mir leid« oder ein kurzer Blick der Anerkennung kann ein Akt der Menschlichkeit sein.
Wie viel sollte man geben? Und muss man jedem helfen? Die Halacha verlangt keine Selbstaufgabe. Traditionell wird empfohlen, etwa zehn Prozent des Einkommens für Wohltätigkeit zu spenden; besonders großzügige Menschen geben bis zu 20 Prozent. Doch diese Zahlen stellen einen Rahmen dar und keine mechanische Pflicht.
Entscheidend ist nicht allein die Höhe der Gabe, sondern auch die innere Haltung. Interessanterweise empfehlen manche Quellen, häufiger kleinere Beträge zu geben statt selten große Summen. Dadurch wird Großzügigkeit zu einer Charaktereigenschaft und nicht bloß zu einer gelegentlichen Handlung. Gleichzeitig besteht keine Verpflichtung, jede Bitte vollständig zu erfüllen. Der Mensch darf Grenzen setzen, solange er sich innerlich nicht verschließt.
Das moderne Stadtleben führt jedoch oft in die entgegengesetzte Richtung: Menschen werden mit so vielen Notlagen konfrontiert, dass sie emotional abstumpfen. Um sich selbst zu schützen, entwickeln sie eine Art »soziale Blindheit«. Die jüdische Tradition versteht diese Überforderung, warnt jedoch davor, dass sie in Gleichgültigkeit umschlagen kann. Armut wird dadurch nicht nur zu einem sozialen, sondern auch zu einem spirituellen Thema: Sie stellt nicht nur den Bedürftigen, sondern auch den Gebenden auf die Probe.

Den anderen Menschen nicht mehr als Menschen wahrnehmen

Die eigentliche Gefahr besteht nicht darin, etwa zu wenig zu geben, sondern den anderen Menschen nicht mehr als Menschen wahrzunehmen. Viele fürchten Manipulation oder organisierte Bettelei. Diese Realität wird

in der halachischen Tradition keineswegs ignoriert. Dennoch verschiebt sich die zentrale moralische Frage: Nicht zuerst »Ist diese Person ehrlich?«, sondern vielmehr »Was geschieht mit mir, wenn ich mich vollständig verschließe?«.

Das bedeutet nicht, alles blind zu unterstützen. Vielmehr geht es um eine kluge Balance: strukturiertes Spenden an vertrauenswürdige Organisationen einerseits und menschliche Offenheit im Alltag andererseits. Praktisch kann das bedeuten, regelmäßig an seriöse Hilfsorganisationen zu spenden und dennoch gelegentlich spontan zu helfen: indem man Kleingeld bereithält, Essen anbietet oder zumindest respektvoll reagiert.

Letztlich erinnert die jüdische Tradition daran, dass Armut niemals nur ein Problem der Armen ist. Eine Gesellschaft wird auch daran gemessen, wie sie mit ihren Schwächsten umgeht. Der Mensch auf der Straße wird dadurch zu einem Spiegel – nicht nur seiner eigenen Not, sondern auch der moralischen Verfasstheit unserer Gesellschaft.



Vielleicht liegt genau darin die tiefste Dimension dieser Begegnung: Nicht nur ein Bedürftiger tritt uns entgegen, sondern auch eine Frage an uns selbst – bin ich noch fähig, den anderen wirklich zu sehen? Und manchmal beginnt die Antwort genau dort: in einer kleinen Münze, einem Stück Brot oder einfach in einem menschlichen Blick, der sagt: Du existierst, und ich sehe dich.

Der Autor ist als Rabbiner und Dayan in den Niederlanden und Deutschland tätig.

©Jüdische Allgemeine 34/26 vom 20.August 2026

COMPASS

der einzigartige Infodienst für christlich-jüdische und deutsch-israelische Tagesthemen im Web!
Täglich aktuell das Neueste über Israel/Nahost, Antisemitismus/Rechtsradikalismus, Erinnern/Gedenken und über den christlich-jüdischen wie interreligiösen Dialog. Dazu gibt es einschlägige Rezensionen und Fernseh-Tipps.

Jetzt fünf tagesaktuelle Ausgaben kostenfrei und unverbindlich probelesen!
Einfach Mail an: abo@compass-infodienst.de Betreff: Probe-Abo
Weitere Infos und Bestellmöglichkeiten: www.compass-infodienst.de



Porträt Isaac Merritt Singer von Edward Harrison May aus dem Jahre 1869

Vor 175 Jahren ließ Isaac M. Singer seine »Sewing Machine« patentieren – und löste damit in der Textilindustrie und in Privathaushalten eine Revolution aus

von Sarah Thalia Pines

Die Geschichte der Singer-Nähmaschine – gegenwärtig sind die Modelle »Heavy Duty« und »Quantum Stylist« besonders beliebt – bleibt rätselhaft, was die jüdische Herkunft ihres Erfinders betrifft. War Isaac Merritt Singer jüdisch? Manche sagen nein, andere schreiben, er sei der Sohn deutsch-jüdischer Einwanderer gewesen.
Tatsächlich kamen seine Eltern aus Deutschland. Seine Mutter Ruth Benson lebte in Amerika als Quäkerin. Singers Vater Adam soll von seinen jüdischen Vorfahren gesprochen haben. Allerdings gibt es keine Dokumente. Vielleicht war Singer kein Jude, aber seine Nähmaschine war ein wichtiger Teil jüdischen Lebens.
Die Erfindung der Nähmaschine revolutionierte die Bekleidungsindustrie für immer. Um 1800 kamen die ersten Modelle auf den Markt. 1851, als Singer die ersten Patente für seine Version der Nähmaschine erwarb, funktionierte sie bereits rasend schnell. Mit bis zu 900 Stichen pro Minute konnte die Singer-Nähmaschine Kleidungsstücke entstehen lassen: Ein Männerhemd ließ sich in etwas über einer Stunde herstellen, zuvor waren es knapp 15 gewesen.

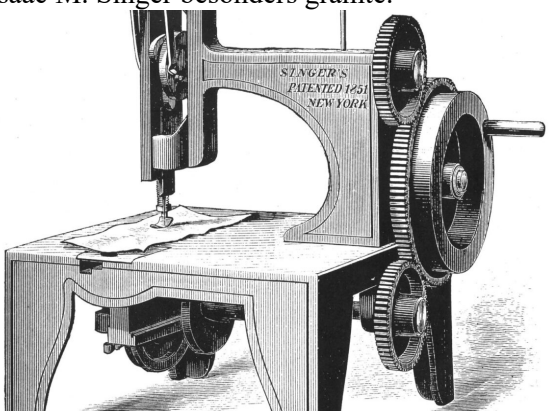
Sogar Auftragsmorde soll es gegeben haben

In den 1830er-Jahren hatte der Franzose Barthélemy Thimonnier für die Nähmaschine den »Tambourstich« erfunden, eine von oben gearbeitete und von unten geführte Kettennaht, die allerdings nicht sehr fest und nicht sehr beliebt war. Erst in Amerika kam der Durchbruch mit dem »Steppstich«, entweder von Walter Hunt um 1830 in der Nähe von New York oder von Elias Howe entwickelt, der 1846 zumindest das Patent dafür bekam.
Als Isaac Singer für seine Maschinen die Mechanik des Steppstichs verbesserte, kam es zum Patentstreit, den zehrenden »Sewing Machine

Wars«. Howe verklagte Singer, Singer verlor. Nähmaschinenhersteller waren erbitterte Konkurrenten. Jede noch so kleine Veränderung an der eigenen Maschine wie Pedale oder Rädchen wurde von den anderen beäugt, beneidet, vor Gericht gebracht. Sogar Auftragsmorde soll es gegeben haben.
Singer ist nicht der Erfinder der Nähmaschine, doch war er es, der sie zum praktischen, transportablen Haushaltsgegenstand machte. Eine Singer-Maschine kostete damals etwa 125 Dollar. Das durchschnittliche Jahreseinkommen einer amerikanischen Arbeiterfamilie lag bei 500 Dollar. Deshalb erfand Singer die Ratenzahlung, was für die Zeit und als Geschäftsmodell bahnbrechend war.

Der begnadete Maschinenbauer war ein Workaholic

Der begnadete Maschinenbauer war ein Workaholic, der, so schrieb er einst selbst über sich, immer nur eines wollte: reich sein. Außerdem war er ein kapitalistischer Romantiker und flamboyanter Gigolo mit vielen Geliebten, darunter die Tänzerin Isadora Duncan, die er in einer gelben Kutsche im Central Park spazieren fuhr.
Singer gehört zu den großen amerikanischen Erfindern der Weltgeschichte. Er wurde 1811 in Upstate New York geboren, wo es im Winter dunkel, karg und kalt, im Sommer aber heiß, sonnig und so schwül ist, dass die Blätter der Bäume glänzen. Sein Vater war Mühlenbauer. Die Familie war arm, die insgesamt acht Kinder gingen nur im Winter zur Schule, was Isaac M. Singer besonders grämte.



Die Mutter verließ die Familie, als er elf Jahre alt war, der Vater heiratete erneut, und Junior mochte seine Stiefmutter nicht. Mit zwölf lief er von zu Hause weg. Er lernte Maschinendreher, dann wurde er so etwas wie ein Wanderdarsteller, obwohl Theaterspielen damals noch verpönt war. Doch er schickte seinen Eltern regelmäßig Geld. Bald erfand er einen Steinbohrer, dann ein Holzschneidegerät, schließlich eine verbesserte Version der bereits existierenden Nähmaschine.

Dem jüdischen Leben stand Singer nah, freiwillig und unfreiwillig.

Um 1850 war Singer – neben Howe, Grower & Baker und Wheeler & Wilson – einer der bedeutendsten Nähmaschinenhersteller der Welt. Bald

galt seine »Singer« als erster Prototyp einer neuen globalen Bekleidungsindustrie.
Währenddessen hatte er mehr als 20 Kinder von vier Frauen, nur mit zweien von ihnen war er verheiratet. Die Untreue war gegenseitig. In New York bewohnte er ein großes Haus auf der Fifth Avenue und besaß – nach der Ausweitung des Marktes für die Singer-Maschine nach Schottland und England – in Devon, in Südwest-England, ein Anwesen mit 110 Räumen im Stil des Königspalastes von Versailles. Manche seiner Töchter heirateten Prinzen oder andere Adlige. Für eine von ihnen bezahlte Singer 1875, im Jahr seines Todes, das Hochzeitskleid, das den Wert einer Wohnung in London gehabt haben soll. In Florida ist eine Insel nach Singers Sohn Paris benannt.
Dem jüdischen Leben stand Singer nah, freiwillig und unfreiwillig. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als die Lower East Side in New York der Haupteinwanderungsort für Juden aus Europa wurde, arbeiteten viele in der Bekleidungsindustrie. Singer schaltete dort in den Straßen und in Lokalzeitungen Werbung für seine Maschinen, oft auf Jiddisch. Er stellte seine Nähmaschinen außerdem, bedient von hübschen Näherinnen, auf Jahrmärkten aus.

Erfolgsprodukt und Artefakt



Sein Erfolgsprodukt taucht in jüdischen Memoiren auf und steht in Holocaust-Museen als Artefakt jüdischer Zwangsarbeit. Rund 100 Jahre später, während des NS-Zeit, würden Juden im Ghetto von Lodz ab 1940 zur Arbeit an Nähmaschinen gezwungen werden, um Uniformen für die deutsche Wehrmacht zu nähen – oft an einer Singer.

Im Gegensatz zu mit großem Tamtam angepriesenen Erfindungen wie dem Telegrafen, der Dampfmaschine oder dem Telefon, kam die Nähmaschine eher leise in die Welt. Doch war sie von ebenso lauter Bedeutung. Vor allem für Frauen gehörte sie zu den größten Erleichterungen: keine zerstochenen Finger mehr, kein ewiges Rumdröseln und Einfädeln. Sie konnten zu Hause nähen und damit arbeiten, eigenes Geld verdienen mit kleinerem Nähwerk für Nachbarn oder Freunde, manche wurden Scheiderinnen, verkauften eigene Kreationen, manchmal kleine Kollektionen. Wohlhabende Familien stellten eigene Näherinnen ein. Die Nähmaschine brachte vielen Frauen Unabhängigkeit.

Die Hauptmanufaktur der Singer-Maschinen stand Ecke Broadway/Bourne Street. Das damals berühmte Singer Building war 1908 kurzzeitig das höchste Gebäude der Welt, doch wurde es 1968 abgerissen und an seiner Stelle das »One Liberty Plaza« gebaut.

Ikone des jüdisch-kulturellen Lebens

Nachdem der Maler Edward Harrison May 1869 ein Porträt von Singer angefertigt hatte, schrieb der Geschäftsmann in sein Tagebuch: »Wie bereits erwähnt, trug ich meinen Lieblingsmorgenmantel in Rot und Gold mit einer vanillefarbenen Weste und meine goldene Uhr mit Kette. Ich finde, ich sehe ziemlich umwerfend aus.«

Seine Nähmaschine, damals schwarz mit goldenen Verzierungen, ist bis heute eine Ikone der Industrialisierung und ein historisches Objekt jüdisch-kulturellen Lebens.



Sarah Pines ist eine deutsch-amerikanische Schriftstellerin, Journalistin und Literaturwissenschaftlerin. Pines wuchs im Sauerland und in Bonn auf. Sie studierte in Köln und Stanford Literatur, in Düsseldorf wurde sie mit einer Arbeit über Baudelaire promoviert. Sie lebt in den USA und schreibt als freie Journalistin für die Neue Zürcher Zeitung, Die Zeit und Die Welt. Sie ist Mitglied im PEN Berlin.

© Jüdische Allgemeine 34/26

Der Rundbrief erscheint vierteljährlich im Auftrag des Vorstandes der Gesellschaft für chr.-jüd. Zusammenarbeit Nds.- Ost e.V.
Verantwortlich für den Inhalt: Siegfried Graumann,
Auf dem Brink 9, 38112 Braunschweig - Tel.: 0531 322264

Bankverbindung:
Braunschweigische Landessparkasse BIC: NOLADE2HXXX (BLZ 250 500 00)
Kontonummer IBAN: DE78 2505 0000 0007 0308 02 (7030802)

Die Gesellschaft für chr.-jüd. Zusammenarbeit Nds.- Ost e.V. ist gemäß dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes BS-Wilhelmstraße vom 30.1 0.2025 als Körperschaft berechtigt, „entsprechende Zuwendungsbestätigungen für steuerliche Zwecke auszustellen".
Für Geldzuwendungen bis 100.- Euro gilt der Überweisungsträger als Beleg.
eMail: info@gcjz-niedersachsen-ost.de Internet: www.gcjz-niedersachsen-ost.de
Zuschriften, Anregungen und Beiträge sind erwünscht.
Redaktionsschluss für den nächsten Rundbrief ist der Januar 2027


Foto: Marco Limberg
Ein anderer Blick auf die Welt
Philipp Peyman Engel, Chefredakteur
JÜDISCHE ALLGEMEINE
Jetzt bestellen unter: 0049 30 275833 160
abo@juedische-allgemeine.de
www.juedische-allgemeine.de/angebote

Aus der jüdischen Welt

Wissensreihe - “da'at / דעת”
Wir erklären häufige Begriffe und Definitionen

Diesen Monat setzten wir unsere Wissensreihe “da'at / דעת” fort! Oftmals werden Begriffe falsch gebraucht oder missverstanden. Wir möchten helfen das zu ändern! Du denkst dir schon lange “was bedeutet eigentlich…?” und hast noch keine Antwort gefunden? Schreib uns einfach eine E-Mail! Wir sind gerne für deine Anliegen und Fragen da!

Diesmal erklären wir Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Weihnachten und Chanukka!

Gemeinsamkeiten von Weihnachten und Chanukka

1. Fest der Lichter:
Beide Feste sind geprägt von Lichtern, die eine tiefere Bedeutung tragen. Während bei Weihnachten die Lichter des Weihnachtsbaums die Hoffnung und das Licht Christi symbolisieren, wird bei Chanukka die Chanukkia entzündet, um an das Wunder des Öls zu erinnern, das acht Tage brannte.

2. Zeit des Miteinanders:
Weihnachten und Chanukka sind Zeiten, in denen Familie und Freunde zusammenkommen, um Gemeinschaft zu erleben und einander Freude zu schenken.

3. Traditionen:
Rituale und Bräuche spielen bei beiden Festen eine zentrale Rolle: Weihnachtsgottesdienste, das Schmücken des Baumes zu Weihnachten; das Entzünden der Chanukkia, das Singen von Liedern und das Spielen des Dreidels bei Chanukka.

4. Botschaft der Hoffnung:
Beide Feste erzählen Geschichten des Glaubens und des Triumphs. Weihnachten feiert die Geburt Jesu Christi, die als Botschaft der Erlösung und Hoffnung für die Welt verstanden wird. Chanukka erinnert an den jüdischen Widerstand gegen die hellenistische Unterdrückung und die Wiederweihe des Tempels, ein Symbol des Lichts und der Hoffnung.

Unterschiede zwischen Weihnachten und Chanukka

1. Historischer Ursprung:
Weihnachten ist eines der zentralen Feste des Christentums und erinnert an die Geburt Jesu Christi, die als Beginn einer neuen Ära der Erlösung gilt. Chanukka hingegen hat seinen Ursprung in der jüdischen Geschichte und

erinnert an den Sieg der Makkabäer über die Seleukiden und das Wunder des Öls im Tempel von Jerusalem.

2. Dauer und Zeitpunkt:
Weihnachten wird jedes Jahr am 25. Dezember - beginnend am Vorabend - gefeiert, am Ende des Advents, der Zeit der Vorbereitung. Das Fest wird acht Tage lang gefeiert, die Weihnachtszeit geht jedenfalls bis zum 6. Januar. Für jene, die sich am Julianischen Kalender orientieren wie z.B. einige orthodoxe Kirchen, sind die Festtage 13 Tage später. Chanukka dauert acht Tage, und sein fixer Beginn nach dem jüdischen Mondkalender am 25. Kislev variiert in Bezug auf den zivilen gregorianischen Sonnenkalender zwischen Ende November (äußerst selten) und dem 26. Dezember.

3. Symbolik:
Während Weihnachten stark auf die Geburt Jesu Christi und die Krippe ausgerichtet ist, steht bei Chanukka die Chanukkia (der Leuchter) im Mittelpunkt, die an den Sieg der Makkabäer und die wieder ermöglichte freie Religionsausübung im wieder geweihten Tempel zu Jerusalem erinnert.

4. Religiöse Bedeutung:
Weihnachten ist eines der wichtigsten Feste im christlichen Jahreskreis und tief in der Theologie verankert. Chanukka hingegen hat weniger spirituelles Gewicht im Judentum als Hochfeste wie Jom Kippur oder Pessach, wird aber als kulturelles und historisches Fest von großer Bedeutung gefeiert.

©Koordinierungsausschuss für christlich-jüdische Zusammenarbeit







Projekt „EXODUS“
Die Gemeinde St. Katharinen Braunschweig plant in Kooperation mit der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Nds.-Ost ein umfangreiches Veranstaltungsprogramm.
Im Zeitraum von September bis November 2026 wollen wir Sie zu Vorträgen mit dem Rabbiner Walter Rothschild und der Rabbinerin Karin Engel, beide aus Berlin, einladen.
Rabbiner Rothschild spricht noch zu folgendem Termin zu uns:
Di., 27. Oktober: Yosef der Ägypter
Befreit und gefordert. Wie Yosef auf dem Höhepunkt seiner Karriere seine Herkunftsfamilie wiederentdeckt, mit dem Tod seines Vaters umgeht und seine eigene Bestattung plant. Ein Mensch, der in die Fremde geht und seine Wurzeln (wieder)findet.

Projekt Exodus mit Rabbinerin Karen Engel

Händels "Israel in Ägypten“ konzentriert sich fast ausschließlich auf göttliche Macht und kriegerischen Sieg, – Gott als "Kriegsmann", der "glorreich triumphiert". In der jüdischen Interpretation derselben Geschichte aber dominieren andere Themen: Die Befreiung und die damit verbundenen ethischen Verpflichtungen. An drei Abenden des Textstudiums und der Diskussion werden wir Händels "Israel in Ägypten" durch eine jüdische Linse betrachten. Wir werden die Bedeutung und Funktion der Plagen analysieren und die Rolle des Exodus in der jüdischen Liturgie untersuchen. Wir werden diskutieren, wie Händels Interpretation des Exodus sich erheblich von der jüdischen Nacherzählung der Geschichte im Pesach-Seder unterscheidet.

Dienstag, 3. November 2026
Einer der erfolgreichsten künstlerischen Darstellungen der biblischen Plagen findet man Händels Oratorium Israel in Egypt. Jede der über Ägypten hereinbrechenden Seuchen ist mit einer spielerischen, musikalischen Darstellung bedacht, manches geradezu lautmalerisch. Neben künstlerischen Fragen stellen sich auch theologische. Sind die Plagen eine Demonstration von Gottes Macht? Sind sie eine Strafe für die Hartherzigkeit Pharaos, der die Israeliten immer stärker unterdrückt, anstatt sie ziehen zu lassen? Oder dienen die Plagen tatsächlich dazu, den Israeliten eine Botschaft zu senden? Die Rabbiner haben diese Geschichte

im Laufe der Jahrhunderte auf unterschiedliche Weise verstanden. Einige der Interpretationen werden wir an diesem Abend kennenlernen.

10. November 2026
Der Exodus ist wohl das zentrale historische Ereignis der jüdischen Liturgie. Er erscheint im täglichen, wöchentlichen und jährlichen Gebet. Darüber hinaus dient diese Geschichte als theologische Grundlage für jüdische Ethik, für Feiertage und Philosophie. An jedem Schabbat und allen jüdischen Festen wird der Auszug aus Ägypten erwähnt und ist der Hauptfokus des Feiertags Pesach. Warum spielt der Exodus eine so wichtige Rolle in der jüdischen Theologie? Welche ethischen Auswirkungen hat das?

24. November 2026
Obwohl Händels Libretto fast ausschließlich auf biblischen Texten basiert, unterscheidet sich seine Interpretation des Auszugs aus Ägypten erheblich vom jüdischen Verständnis des Exodus. Insbesondere in der liturgischen Nacherzählung der Geschichte in der Pesach-Haggada, werden andere Akzente gesetzt. Die wichtigsten Unterschiede drehen sich um die Rolle Moses und das Schicksal der Ägypter. Nehmen die Zuhörer eine passive oder eine aktive Rolle ein? Was bedeutet die Nacherzählung für Fragen der (jüdischen) Identität und welches Verständnis von Verantwortung kommt darin zum Tragen?



Rabbinerin Karen Engel wurde im Mai 2024 vom Zacharias Frankel College ordiniert und erhielt ihren Master in Jüdischer Theologie von der Universität Potsdam. Vor dem Rabbinatsstudium war sie an vielen Kultur-, Bildungs- und Medienprojekten in Österreich und Europa beteiligt. Seit 2024 organisiert sie die egalitären Gottesdienste für die Fraenkelufer Synagoge in Berlin und ist in mehreren Bildungsprojekten tätig.
Alle Veranstaltungen finden um 18.30 Uhr im Gemeindesaal statt. In den Pausen wird ein kleiner Imbiss gereicht.

Zur Einstimmung.
Auf den ersten Blick ist der Auszug der Kinder Israels aus Ägypten eine mitreißende Geschichte. Geradezu blockbustertauglich. Nach langer Leidenszeit mit vielen privaten Dramen kommt eine gewaltsam unterdrückte Minderheit frei! Den quälenden Unrechtsstaat können sie endlich hinter sich lassen und brechen in ein eigenes Leben auf. Diese

Geschichte stammt aus der reichen und vitalen Glaubenstradition von Jüdinnen und Juden. Sie ruft auch bei nichtjüdischen Zeitgenossen eigene Familiengeschichten wach …
Doch nicht jedes Regime knickt vor friedlichen Demonstrationen ein. Zwar hat es im Buch Exodus an Eingaben und effektvollen Kundgebungen nicht gefehlt. „Let my people go!“ Doch die Lage spitzte sich zu. Erst durch Gewalt - höhere Gewalt - wandte sich das Blatt. Mit Plagen rückt Israels Gott der ägyptischen Hartherzigkeit zu Leibe, bis am Ende der pure Selbstschutz zwar keinen Sinneswandel, aber einen Politikwechsel erzwingt. In diesem Punkt enthält der überlieferte Text ein dunkles Rätsel. Die Bibel selbst ringt nach Luft und Erklärungen. So erbarmungslos grausam, so verstockt kann doch kein Mensch von Natur aus sein! Wie konnte das nur geschehen? Eine bekannte Frage …
Dann kommt es am Schilfmeer zum großen Showdown, der in die endgültige Rettung und in einen unbändigen Siegesjubel mündet. Wie schön! Ross und Mann indessen sinken im Todeskampf zum Meeresboden. Wie schrecklich! Händels Musik lässt uns diesen lautlosen Tod wie gebannt, nachdenklich betrachtend verfolgen, während am trockenen Ufer gleich der Jubel losbricht …
In Westdeutschland sind die meisten in Freiheit aufgewachsen. Traumatisierende Machtlosigkeits-Erfahrungen, vom Staat als Herrschaftsmittel eingesetzt, kennt man nur aus zweiter Hand: als Zeitungsbericht oder Tiktok-Clip von anderswo. Manche(r) Ostdeutsche hat allerdings selbst erlebt, was es mit einem Menschen macht. Mit Narben auf der Seele schaust du anders auf solche legendenhaften, mythischen Erzählungen von Bedrängnis, Wunder und Befreiungsjubel.
Wahrscheinlich mit dem Wissen, dass der große Umschwung erst der Anfang eines genauso verheißungs- wie mühevollen Weges gewesen ist …
Dem für unsere Ohren sehr befremdlichen Satz „Der HERR ist der rechte Kriegsmann!“ (Ex 15,3) geht eine interessante Klarstellung voraus. „Der Ewige wird für euch in den Kampf ziehen, und ihr werdet euch still verhalten.“ (Ex 14,14). Israels Gott betätigt sich nicht in der geheimen Anführerschaft einer menschlichen Armee, die mit der Kampfparole „Gott mit uns“ dann mit wildem Furor in die Schlacht stürmt. Solcher Art religiös aufgeheiztem Kampfeswillen hat sich der Gott Israels in den biblischen Urkunden oft entzogen. Ein später Prophet bringt es auf den Punkt, und es klingt wie das Programm einer Regierungserklärung: „Nicht durch militärische Stärke, nicht durch physische Kraft, sondern durch meinen Geist!, spricht der Herr der Heerscharen.“ (Sach 4,6)
Händels Textauswahl für „Israel in Egypt“ ist aus biblischer Sicht nur die Ouvertüre der großen Befreiungsgeschichte. Das von Zachariä gestaltete

Textbuch für Telemanns „Das befreite Israel“ setzt in derselben Geschichte bereits andere Akzente, lässt anderes an- und mitklingen. Worauf die Geschichte dann aber hinausläuft, ist bei der inhaltlichen Beschränkung auch bei ihm noch nicht in Sicht. Um die biblische Gesamtaussage zu erfassen, ist die geistige Spannkraft für einen größeren Erzählbogen erforderlich. Es kommt zu einem heiligen Bundesschluss mit Rechtssetzung. Am Sinai stiftet Gott neues Recht. Es ist nicht das Recht des Stärkeren, sondern des Ausgleichs und der Schonung. Die Kräfte der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit werden in das Beziehungsgeflecht eines erwachenden Volkes hineingeschrieben, in dessen Mitte ein Anspruch: „Ich bin der Herr, dein Gott, der ich dich aus Ägyptenland geführt habe.“ Der harte und schrille Sieg beim Auszug aus der Knechtschaft war notwendig, aber erst der Anfang von etwas Größerem und Besserem.



Im Zentrum dieses Projektes steht am Sonntag, den 1. November 2026 um 17 Uhr, das Konzert mit der Aufführung von **Georg Friedrich Händels „Israel in Ägypten“ und Georg Philipp Telemanns „Das vergessenee Israel“.** Am Montag, 26. Oktober 2026, haben Sie die Möglichkeit ab 19.45 Uhr an einer öffentlichen Probe teilnehmen zu können.

Gesprächskreis

☞☞ **Gemeindehaus St. Katharinen**
An der Katharinenkirche 4
38100 Braunschweig

<u>Die Treffen sind jeweils um 16.00 Uhr.</u>
Gäste sind, wie immer, herzlichst willkommen.
Der Eintritt ist frei.

Dienstag, 20. Oktober 2026



Propst Heinrich Grüber (1891 – 1975)
setzte sich während der NS-Diktatur tatkräftig gegen Unrecht und insbesondere
für verfolgte Christinnen und Christen jüdischer Herkunft ein.
Ab 1938 unterstützte das von ihm ins Leben gerufene „Büro Grüber“ Juden und Jüdinnen dabei,
das Land zu verlassen.
Zwei Jahre später schlossen die Nationalsozialisten die Hilfsorganisation der Bekennenden Kirche.
Heinrich Grüber wurde im Dezember 1940 ins Konzentrationslager Sachsenhausen verbracht



In ihrem Vortrag wird **Dr. Katrin Grüber**, Enkelin von Probst Heinrich Grüber und Vorsitzende des Fördervereins der Gedenkstätte und des Museums Sachsenhausen e.V.,
Einblick in sein Leben und Wirken geben.

Dienstag, 17. November 2026
"Judentum aus der Zauberkiste" mit Dimitri Tukuser

Wir freuen uns, dass wir am 17. November zu unseren Gesprächskreis mit einem originellen Beitrag von Dimitri Tukuser, Vorstandsmitglied der Liberalen Jüdischen Gemeinde Wolfsburg/ Region Braunschweig e. V.: „Judentum aus der Zauberkiste“ einladen können. Er wird uns an diesem Nachmittag grundlegende Elemente der jüdischen Religion vermitteln und

lädt uns ein zum Gespräch über jüdische Glaubenspraxis und jüdisches Leben in Wolfsburg.



Dimitri Tukuser war Schulsozialarbeiter. Heute engagiert er sich für seine Gemeinde.
Vor 17 Jahren wurde die Liberale Gemeinde gegründet. Heute zählt sie 31 «halachische Jüdinnen und Juden», wie Tukuser betont. Zweimal im Monat kommen sie zu Gottesdiensten zusammen, ebenso werden die jüdischen Feiertage begangen, zu denen ein Rabbiner und ein Kantor anreisen. «Wir unterstützen freitags auch gerne unsere Mitglieder, zu Hause Schabbat zu feiern. Das hat uns zu Coronazeiten sehr geholfen.»

Dienstag, 15. Dezember 2026
Antisemitische Vorfälle in Niedersachsen
Wie zeigt sich Antisemitismus in Niedersachsen? Welche Entwicklungen sind besonders alarmierend? Katarzyna Miszkiel-Deppe, die Leiterin von RIAS Niedersachsen, stellt aktuelle Entwicklungen vor.
Vorfälle von Antisemitismus zu dokumentieren, systematisch zu erfassen und einzuordnen – dieser Aufgabe widmet sich in Niedersachsen die Recherche- und Informationsstelle Antisemitismus (RIAS) Niedersachsen. Die Stelle hat im Oktober 2020 ihre Arbeit aufgenommen. Ihre Trägerschaft liegt bei der Amadeu Antonio Stiftung. Als niedersächsische Stelle in der Bundesarbeitsgemeinschaft RIAS trägt sie dazu bei, einen bundesweiten Überblick über antisemitische Angriffe zu schaffen und über aktuelle Entwicklungen zu informieren. RIAS Niedersachsen versteht sich als Anlaufstelle und zivilgesellschaftliches Sprachrohr für Betroffene und Zeug*innen von antisemitischen Vorfällen und steht parteiisch an ihrer Seite.



Referentin: Katarzyna Miszkiel-Deppe, Leiterin von RIAS Niedersachsen Katarzyna Miszkiel-Deppe hat langjährige Beratungserfahrung (Jugendamt, Migrationsdienst). Die Sozialarbeitswissenschaftlerin ist Lehrbeauftragte an der Hochschule Hannover und hat in mehreren Projekten mit dem Arbeitsschwerpunkt Antisemitismus und Rassismus mitgearbeitet.

Dienstag, 19. Januar 2027

Filmnachmittag – nicht kommerziell
Die Stadt ohne Juden
Die Stadt ohne Juden ist ein österreichischer Stummfilm aus dem Jahr 1924, der auf dem zwei Jahre zuvor erschienenen gleichnamigen Roman von Hugo Bettauer basiert und dem Genre des Expressionismus zugeordnet wird. Dem Roman von übermorgen, wie der Untertitel lautet, wird aus heutiger Perspektive oft prophetische Weitsicht in Bezug auf die Geschehnisse im Dritten Reich zugeschrieben, die sich auch in den filmischen Bildern der Vertreibung der Juden widerspiegelt. Die Regie führte Hans Karl Breslauer. 2019 erschien eine vollständig rekonstruierte Fassung des zeitweilig als verschollen gegoltenen Films.

Historischer Hintergrund
Die Parallelen zwischen der fiktiven Handlung und der historischen Wirklichkeit zeigen, dass der Zeitgeist der 1920er Jahre sich sowohl in dem Roman als auch im Film widerspiegelt. Wien, als Schnittstelle zwischen Ost und West, war neben Budapest und Warschau die Stadt mit der höchsten jüdischen Bevölkerungsanzahl. Die Juden waren überdurchschnittlich gut im Bankwesen, im Handel und den liberalen Berufen vertreten. Auch viele Anwälte und Ärzte waren Juden. Sie galten als treibende Kraft im politischen und kulturellen Bereich und brachten den deutsch-österreichischen Film mit nach Hollywood. Wobei sie auch Themen aus ihrer Kultur und Migrationserfahrung einbrachten (meist handelte es sich um Männer der bürgerlichen Ober- und Mittelschicht), die – häufig im Klamaukstil und damit beliebt – auch von nicht-jüdischen Kulturschaffenden vereinnahmt wurden.
Auf der anderen Seite wurde auch mit antisemitischen Stereotypen argumentiert, wenn man sich der jüdischen Konkurrenz entledigen oder aber gegen Modernisierungen vorgehen wollte. Auch die Zensur arbeitete stärker zum Wohle des Rufes der Republik, als dass sie wirklich gegen antisemitische Inhalte vorging. Wien war zu dieser Zeit ein buntes Gemisch aus ansässigen und neu eingewanderten Bürgern. Damit entwickelte sich auch innerhalb der jüdischen Gemeinschaft ein gewisses Ressentiment, da die Ortsansässigen sich nicht mit den neu zugewanderten Juden aus dem Osten gleichgesetzt sehen wollten.[12] Um 1919 fanden in Wien besonders viele antisemitische Kundgebungen statt, unter anderem unter dem Banner „Juden raus!“.[

BEITRITTSERKLÄRUNG
zur
Gesellschaft für christl.-jüd. Zusammenarbeit Niedersachsen - Ost e.V.
Auf dem Brink 9, 38112 Braunschweig

Hiermit trete ich der
Gesellschaft für chr.-jüd. Zusammenarbeit Nds.-Ost e.V.
als persönliches / als förderndes Mitglied bei.
Ich werde die satzungsgemäßen Zwecke des Vereins unterstützen und den von der Mitgliederversammlung(s.u.) beschlossenen Mitgliedsbeitrag / einen Förderbeitrag in Höhe von _____ EUR entrichten.

Name _____

Vorname _____

Straße _____

PLZ / Ort _____

Telefon _____

Fax _____

E-Mail _____

☐ Meinen Jahresbeitrag bezahle ich per Einzugsverfahren.

Geldinstitut _____

Konto-Nr. _____IBAN DE_____

BLZ _____BIC_____

Datum _____

Unterschrift _____

Einzelmitglieder € 20.- / Ehepaare € 30.--
Rentner und Studenten € 15.-